



PETER SPRENGEL

Romantische Intellektualität und Ich-Krise

Nikolaus Harscher
im Varnhagen-Kreis

Mit Briefedition

Wallstein

Peter Sprengel
Romantische Intellektualität und Ich-Krise
Nikolaus Harscher im Varnhagen-Kreis
Mit Briefedition

Peter Sprengel

Romantische Intellektualität
und Ich-Krise

Nikolaus Harscher
im Varnhagen-Kreis

Mit Briefedition



WALLSTEIN VERLAG

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
der Berta Hess-Cohn Stiftung, Basel
und der
Claire Sturzenegger-Jeanfavre Stiftung, Basel

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2023
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: ©SG-Image unter Verwendung einer Kreide-
zeichnung von Paul Mila zu Goethes Faust, 7. Kerker.
»Sie ist gerichtet!«, Mephistopheles verschwindet mit Faust, 1833;
Goethe-Nationalmuseum, Weimar

ISBN (Print) 978-3-8353-5295-7
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4939-1

Inhalt

I. Wer war Nikolaus Harscher? Eine Recherche	7
Der Mythos des Scheiterns	
Ein Schweizer Hanno Buddenbrook?	9
Vorläufer des Grünen Heinrich?	11
»Romance« und Lebensroman	15
Charismatischer Student (Halle 1803 - 1806)	
Zwei gegensätzliche Freunde	24
Naturphilosophie und Ethik	30
Musik und Geselligkeit	35
Homer-Philologie	40
Vereinsamt in Halle (1807)	
Melancholie und Humor	43
Romantische Diskurse	46
Harscher als Dichter	49
Selbstgespräche am Abgrund	52
Männerfreundschaft und Frauenliebe	55
Berliner Konstellationen I (1807/08)	
Herbst-Intermezzo	60
Gespräch über Romane	65
Enttäuschungen, Entfremdungen	71
Kunstolymp und Regression (Dresden, Basel, Halle 1808 - 1810)	
Reisegespräche	80
Auf der Galerie	85
Der hyperboräische Esel	91
Noch einmal Halle	95

Berliner Konstellationen II (1811-1817)	
Kaum wiedererkannt	102
Bei Rahel	105
Familie Schleiermacher	118
Schweizer Heimat	
(Basel und Baden/Aargau 1818-1844)	
Gekränkte Freundschaft	125
Der Einsiedler und die Frauen	131
Nächtliches Strafgericht	140
Goethe als Therapie	144
Anmerkungen	152
II. Briefedition	169
Von und an Karl August Varnhagen	
1807-1836	171
An Friedrich Schleiermacher	
1808	249
An Adelbert von Chamisso	
1808-1810	258
An Adolph Müller	
1809	271
Von Nanny Schleiermacher	
1813/14	276
Anmerkungen zu den Briefen	280
III. Anhang	299
Quellen und Editionsgrundsätze	301
Chronologisches Briefverzeichnis	303
Literatur	304
Register	306

I. Wer war Nikolaus Harscher?

Eine Recherche



»Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer«
(Francisco de Goya, Capricho 43)

Der Mythos des Scheiterns

Ein Schweizer Hanno Buddenbrook?

Nikolaus Harscher ist ein Unbekannter. Schon »großer Unbekannter« wäre eine Übertreibung. Wir finden seinen Namen in keinem Bibliothekskatalog und in keinem Lexikon. Oder man findet den Namen, und es ist ein anderer gemeint – meistens der Professor der Eloquenz und Geschichte in Marburg und Basel, auch Rektor der Universität Basel, mit den Lebensdaten 1683-1742. Es gibt nämlich eine ganze Reihe von »Harschers«, die sich im alten Basel als Großkaufleute, Gelehrte und Offiziere erhebliche Bedeutung erwarben, und mehrere von ihnen hießen Nikolaus (oder Niklaus bzw. Nicolaus).

Auf dem Umweg über die Bedeutung dieses Patriziergeschlechts hat schließlich »unser« Nikolaus Harscher doch noch den Weg in ein Nachschlagewerk gefunden. Das *Historisch-biographische Lexikon der Schweiz* verzeichnet in seinem 4. Band (1927) die Familie Harscher als damals schon ausgestorbenes »Ratsgeschlecht der Stadt Basel, das vermutlich aus Schwaben [...] stammte und mit den im 14. und 15. Jahrh. zur schwäbischen Reichsritterschaft gehörenden Harscher zusammenhing«. Fünfzehn – ausschließlich männliche – Vertreter dieser kleinen Dynastie werden mit persönlichen Daten vorgestellt, darunter hohe Richter, Tuchhändler und Seidenfabrikanten. Einer davon (Johann Ludwig Harscher, 1725-1787) »förderte Künste und Wissenschaften, sowie die Industrie in der Pfalz durch Anlegung von Fabriken« und erwarb sich als »Administrationsrat des kurpfälzischen reform. Kirchenfonds« bei seinen Gegnern den Beinamen »pfälzischer Pfaffengott«. Zwei Brüder – Nummer 11 und Nummer 13 der Liste – brachten es in diplomatischen Diensten sogar zum Adelstitel. Am Schluss der langen Reihe steht:

15. NIKLAUS, 1783-1844. Enkel von Nr. 8, Dr. med. und Philosoph, Vertrauter Chamisso und Schleiermachers, von diesem als sein Nachfolger ausersehen, Freund Schlegels, Tiecks und Novalis', † zu Oberbaden als Letzter seines Geschlechts.¹

Wir warnen Leserinnen und Leser: Mehrere dieser Angaben werden sich im Folgenden als nicht belastbar erweisen. Das hängt mit ihrer Hauptquelle zusammen; der Autor des Artikels (Adrian Stückelberg) stützt sich viel zu gutgläubig auf die Angaben einer Theologengattin, die Harscher nach dem Wechsel ihres Mannes von Basel nach Oltingen 1841 für mehrere Monate im noch unrenovierten ländlichen Pfarrhaus am Fuße der Schafmatt aufgenommen hatte und stark von den Erzählungen und philosophischen Belehrungen dieses so gebrechlichen wie beredsamen Gastes beeindruckt war. Da Esther Valeria Stockmeyer-Burckhardt ihre Erinnerungen aber erst mehr als vier Jahrzehnte später zu Papier brachte (wobei sie nachdrücklich ihr beschränktes Wissen betont), muss man sich nicht wundern und Harscher keineswegs zwingend der Aufschneiderei verdächtigen, wenn sich sein Leben in ihrer Schilderung um einiges großartiger ausnimmt, als es historisch verlaufen sein kann. Dafür nur ein Beispiel:

Kein Wunder, daß jene Berliner Zeit diejenige war, von der er am liebsten und begeistertsten zu erzählen pflegte. Da gieng man mit ihm ein und aus und lernte alle Freundeskreise jenes erlauchten Hauses[sc. Schleiermachers] kennen. Die Gebrüder Schlegel, Tieck, Novalis, Chamisso waren sein täglicher Umgang, man zog mit ihm in die Abend-Gesellschaften der Hofräthin Herz und der Rachel Levin, man sah und hörte alle diese bedeutenden Menschen mit einander verkehren und reden.²

Harscher kam 1807 erstmals nach Berlin; Novalis, der dort nie gewesen ist, war schon 1801 verstorben. Bereits diese Einzelheit zeigt, wie wenig Vertrauen en détail Frau Stockmeyers Angaben zur deutschen Vergangenheit des Gastes verdienen, zu dessen Füßen sie sich als »gelehrige Schülerin« zumindest im bildlichen Sinne platziert sah.³

Verwunderung verdient allenfalls der Umstand, dass ein seriöses biographisches Nachschlagewerk nicht vorsichtiger mit seinen Quellen umgeht, aber hier kommt ein anderer Aspekt ins Spiel, der uns auch weiterhin beschäftigen wird. Die Abfassung von Biographien ist nämlich stärker, als man erwarten

sollte, von den jeweils dominierenden Paradigmen des Romans abhängig, und Adrian Stückelberg hat sichtlich seinen Thomas Mann gründlich gelesen. Dessen *Buddenbrooks* (1901) zeigen gleichfalls das Aussterben eines Patriziergeschlechts, das über Jahrhunderte die Geschicke einer mächtigen Handelsstadt bestimmt hat; sein letzter Spross Hanno stirbt äußerlich an Typhus, eigentlich aber an der Lebensschwäche und Todessehnsucht, die ihm die romantische Musik, und hier vor allem Wagner, eingeflößt hat. Schon deshalb lag es so verführerisch nahe, demjenigen Harscher, der 1844 »als Letzter seines Geschlechts« verstarb und – wie schon die Erinnerungen der Pfarrersfrau zeigen – massiv an Willensschwäche litt, ein maximales Nahverhältnis zur Romantik in Form eines täglichen Umgangs mit Novalis und den Brüdern Schlegel zuzuschreiben! Immerhin: gelesen hat der historische Harscher alle genannten Autoren, und beeindruckt von ihnen war er nachweislich auch.

Vorläufer des Grünen Heinrich?

Ein rundes Halbjahrhundert zuvor ist es ein anderer Roman-typ, nämlich der des Bildungsromans, der seinen mächtigen Schatten auf die Erinnerung an Harscher wirft. Eines der Hauptwerke dieser für die deutschsprachige Literatur des 19. Jahrhunderts so charakteristischen Gattung ist in Berlin entstanden, obwohl es sehr schweizerische Züge trägt und sein Autor aus Zürich stammt. Drei der vier Bände, aus denen die Erstausgabe des *Grünen Heinrich* bestand, waren gerade seit einem Vierteljahr im Buchhandel, als der junge Gottfried Keller einer Institution des Berliner literarischen Lebens seinen dritten Besuch⁴ abstattete: nämlich dem Geheimen Legationsrat Karl August Varnhagen von Ense. Der Witwer Rahel Levins, der als Publizist und Verfasser von Biographien erhebliches Ansehen genoss, hatte sich bereits ein Bild von Kellers Roman verschafft und empfang den Schweizer Besucher anscheinend mit offenen Armen. Das Tagebuch des Gastgebers jedenfalls verzeichnet eine anregende Unterhaltung, zu der am Schluss auch Ludmilla Assing hinzugezogen wird – die Nichte Varnhagens, die nach dessen Tod (1858) zahlreiche Editionen aus

dem Nachlass herausbringen sollte. Unter dem Datum des 30. März 1854 notiert Varnhagen:

Nachmittags Besuch von Herrn Gottfried Keller. Sein »Grüner Heinrich« ist ein Roman wie Rousseau's Bekenntnisse einer ist, voll Psychologie, unbeabsichtigter Pädagogik, frischer Naturbilder, alles in edler höherer Haltung. Zu den dort abgelegten dichterischen Bekenntnissen fügt er mündlich noch andere mehr prosaische. Ein eigenthümlicher, gehaltvoller Mensch, aber für die Welt etwas verschoben, nicht ganz brauchbar zugerichtet! Er lebt seit vier Jahren hier. Sein doppeltes Talent für Dichtung und Mahlerei sichert ihn gegen Harscher's Unglück. Ich rief Ludmilla dazu. Er erzählte sehr merkwürdig von Scherenberg, dessen Wesen, und machte dabei die treffendsten Bemerkungen.⁵

Christian Friedrich Scherenberg war ein Außenseiter der literarischen Szene, dem für seine Schlachten-Epen ein erstaunlicher (wenngleich äußerst flüchtiger) literarischer Ruhm zuwuchs; Fontane, der ihm 1884 eine ganze Biographie widmete, betont seine anhaltende Bescheidenheit und die Fortdauer der Ärmlichkeit seiner äußeren Existenz. Keller hatte anscheinend ganz ähnliche Eindrücke gewonnen und verhandelt, wenn er von Scherenberg spricht, sichtlich seine eigene Problematik, die zugleich das Thema des Romans bildet, dessen tragischen Schluss er damals gerade unter der Feder hatte. Denn bekanntlich zeigt die Erstfassung des *Grünen Heinrich* recht ungeschminkt das Scheitern des Helden – die Vergeblichkeit seines Versuchs, sich als Maler in der bürgerlichen Gesellschaft zu etablieren: Mit einem halb freiwilligen Dahinsterben bezahlt Heinrich die intensiv empfundene Schuld am Tod der vor seiner Rückkehr aus dem Ausland vereinsamt gestorbenen Mutter. Der Besucher hat Varnhagen offenbar sehr konkrete Auskünfte über die autobiographische Dimension seines Romans gegeben – greifbar etwa in der Darstellung der künstlerischen Ausbildung des Protagonisten, in der sich viel von Kellers eigenem Kunststudium niederschlägt. Varnhagen erkennt sogleich das Plus, das die Persönlichkeit des Autors von der seines Romanhelden unterscheidet, und zieht für sich vielleicht schon beim

Gespräch, spätestens aber bei dessen reflexiver Aufbereitung im Tagebuch den Vergleich mit einem anderen (in seiner Sicht) Gescheiterten – eben Harscher.

Es ist also sowohl eine Gemeinsamkeit als auch eine Differenz, für die hier der Name Harscher steht. Die Gemeinsamkeit beschränkt sich auf das Scheitern des Helden in der Erstfassung des Romans und schließt die Außenseiterstellung des Schweizers in einer großen deutschen Stadt, vielleicht auch die subjektiv empfundene Schuld gegenüber der Mutter mit ein (dazu im nächsten Abschnitt mehr). Schon das Künstlertum Heinrichs – wenn es im Roman auch nicht zur Vollendung gelangt – markiert einen Unterschied, erst recht das Doppeltalent Kellers, der sich als Dichter kritisch mit den eigenen künstlerischen Bemühungen auseinandersetzen kann und dadurch, so sieht es anscheinend Varnhagen, trotz aller Krisen- und Noterfahrungen seiner Münchner und Berliner Zeit vor einem persönlichen Scheitern bewahrt bleibt, obwohl er – wie Varnhagen hellseherisch erkennt (seinen Besucher gleichsam durch die Brille des Bildungsromans betrachtend) – »für die Welt etwas verschoben, nicht ganz brauchbar zugerichtet« ist.

Die Hintergedanken seines Gesprächspartners vom Frühjahr 1854 erfährt Keller allerdings erst viele Jahre später, nämlich als Ludmilla Assing 1869 den elften Band der insgesamt vierzehnbändigen, seinerzeit aus politischen Gründen hochumstrittenen Tagebuchausgabe herausbringt. Um das trotz aller Sanktionen der preußischen Justiz und Zensur bewerkstelligen und zu Ende führen zu können, hat sie sogar den Wohnort (Florenz statt Berlin) und den Verlag (Campe statt Brockhaus) gewechselt. Es ist denn auch Ludmillas Zürcher Anwalt, bei dem sich Keller, der den Kontakt zu Varnhagen und dessen Erbin kontinuierlich aufrechterhalten und beide bei ihrem Zürich-Besuch 1856 durch die Stadt geführt hat, ein Exemplar der Tagebuchedition besorgt, nachdem er von verschiedenen Seiten – der Brief spricht von »ungeschickten Oberrichtern« – auf sein Vorkommen darin, auch schon im vorangegangenen Band, aufmerksam gemacht worden war. An Ludmilla schreibt er sodann:

Ich erbat mir den Band noch von Herrn Goll und fand,
daß der Selige mich einigermaßen mit Harscher verglich,

jedoch mich vor dessen Schicksal freundlich schützte. Sogleich suchte ich in den Denkwürdigkeiten nach, was der für ein Gesell gewesen sei, und fand manches, jedoch den Abschluß, nämlich das Schicksal, nicht. Ich bitte Sie, mir darüber gelegentlich Aufschluß zu geben oder die Stelle in Varnhagens Werken nachzuweisen, wo allenfalls etwas steht. Den Oberrichtern, die mich fragten, was es mit diesem Harscher für eine Bewandtnis habe, sagte ich indessen, das sei ein schlechter Kerl gewesen, der sich schließlich gehängt habe.⁶

Mit den »Denkwürdigkeiten« ist natürlich Varnhagens Autobiographie gemeint, die seit 1837 kapitelweise unter dem altmodischen Titel *Denkwürdigkeiten des eignen Lebens* erschien und erst postum vervollständigt wurde. Darin wird Harschers Lebensweg freilich nur bis zu seinem zweiten (endgültigen) Rückzug in die Schweiz 1818 verfolgt. Es ist also verständlich, dass sich Keller bei Varnhagens Nichte um zusätzliche Informationen bemüht. Ludmillas Auskünfte bleiben allerdings nicht nur deutlich hinter seinen – kaum ganz ernst gemeinten – moritatenhaften Erwartungen (»schlechter Kerl«, »erhängt«) zurück; sie schöpfen, wie wir bald sehen werden, auch den Assoziationsraum keineswegs vollständig aus, den Varnhagen bei seinem Tagebucheintrag 1854 im Hinterkopf gehabt haben dürfte. Dabei gibt sich Ludmilla Assing durchaus Mühe und greift gezielt auf das Harscher-Dossier in Varnhagens Sammlung zurück:

Sie fragen mich nach Harscher. Meinem Onkel tat es schon leid, daß heute in der Schweiz, seiner Heimat, ihn niemand mehr kannte, und nun machen auch Sie, Böser, ihm einen schlechten Ruf! Nein, ein schlechter Kerl war er wahrlich nicht, und aufgehängt hat er sich auch nicht. »Wie meinem armen Harscher übel mitgespielt wird, grade von denen, um die er es am wenigsten verdient hat«, sagt mein Onkel auf einem Blättchen. Ich habe nämlich, um Ihrem Wunsche zu genügen, eben mein Archiv nachgesehen. Auf einem anderen Blatte steht: »Nikolaus Harscher. Geb. zu Basel 1783 im Dezember, gest. zu Baden in der Schweiz 1845,⁷ im

Juni. Sein Vater führte den Namen Harscher-Bischoff, die Mutter war nämlich eine geborne Bischoff. Auf der Universität Halle trafen wir im Sommer 1806 zusammen; nachher lebten wir vereint in Berlin, reisten nach Tübingen, trafen uns wieder in Berlin. Ich rede von ihm in meinen Denkwürdigkeiten, Steffens in *Was ich erlebte*, Egloff in der Vorrede zu den Gedichten der blinden Luise Egloff.« Diese Luise Egloff scheint ihn geliebt zu haben. Er lebte zuletzt sehr zurückgezogen und wie es scheint verbittert gegen viele seiner Freunde.⁸

In Assings Brief folgt noch ein Satz, den man wie eine komprimierte Zusammenfassung der Thematik des Bildungsromans und der tragischen oder »scheiternden« Wendung lesen kann, die dieser Romantyp in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – nicht zuletzt bei Wilhelm Raabe – genommen hat:

Seine [sc. Harschers] äußere Stellung in der Welt war seinem Innern unangemessen, und er begann den Kampf um ein zu gewinnendes Dasein mit kräftiger Einsicht seines Unglücks, schien aber später denn doch zu verzweifeln.⁹

»Romance« und Lebensroman

Als Varnhagen den jungen Keller mit Harscher verglich, war sein Studienfreund schon seit zehn Jahren tot und der Kontakt eigentlich, von mutmaßlich zwei oder drei Briefen Varnhagens und einem einzigen Brief Harschers (1836) abgesehen, schon lange vorher, nämlich 1819, abgebrochen. Auf eigenartigen Umwegen hat Varnhagen allerdings gerade in den 1840er Jahren – vor und nach Harschers Tod – einiges über den einstigen Freund erfahren. Die abenteuerlichen Zufälle, die dabei zum Teil ins Spiel kommen, unterstützen bei ihm und seinen weiblichen Informantinnen den Anschein des Romantisch-Romanhaften.

Charlotte Williams Wynn, eine englische Brieffreundin Varnhagens aus adliger Familie, die fast seine zweite Frau geworden wäre,¹⁰ lernte bei einem Kuraufenthalt ihres Vaters in Kreuznach 1842 eine gewisse Madame d'Elliot-Santheuvel aus

Paris kennen, die sich im Laufe des Gesprächs als begeisterte Varnhagen-Leserin und darüber hinaus als Bekannte oder Vertraute Harschers entpuppt, über den sie dringend weitere Aufklärung wünscht. Wynn, die sich der einschlägigen Passagen in Varnhagens Autobiographie zunächst nicht erinnert, entledigt sich des Auftrags in folgendem Briefbericht an ihn, dessen Ende und Anfang eine gewisse Distanzierung anklingen lassen – sowohl im Hinblick auf die Glaubwürdigkeit der Geschichte (»a very romantic History«) als auch hinsichtlich der geistigen Gesundheit des männlichen Protagonisten (»a slight degree of madness«). Wir zitieren im Original und anschließend in Übersetzung:

Then she told me a very romantic History of a D^r Harscher which she begged I would communicate to you, and ask if you could throw any light on it. At Baden two years ago a Man came to their Table d'hôte singularly dressed, and by his extraordinary behaviour exciting great attention. He never looked up, if any one looked at *him*, he turned away his Head, if he was spoken to, he did not answer. – The Doctor of the place told Mad^e de Ell^t, he was a D^r Harscher, a misanthrope, or much troubled with Hypochondria. This interested her *much*, & she tried to get acquainted with him, in vain, but becoming ill one day, the same D^r told her that when he mentioned that she was poorly, D^r Harscher said, »I have a great mind to go, and see her.« Upon which he was persuaded to come and from that time passed the day with her, she describes him as the cleverest, most delightful person she ever met, hating the World, & not for (I think) four years having spoken to any one before. He talked much of you, and Rahel, gave her to understand he had known you both well, but that *one* had done some thing to displease him, laughed at him she thinks, he spoke of it with a sort of soreness, as if he did not chuse to give the particulars. He lived at Basel, and upon M^{rs} Elliot saying she should come, and see him he refused, told her he never could see her again that he had already broken through his rule, and from the time he got home his House would be, as usual, closed against every one. At the end of three Weeks, they

separated, the Elliots went to Basel, but he would never see them, and M^{rs} E. used to walk on the Ramparts before his House in the hopes that he would relent. He once answered a Letter she wrote, but the second time he took no notice of it. Now she is very anxious to know why he seems to have quarrelled with all the World, and begged me so hard to write you this that I could not refuse though from what she told me I think it is easily explained by a slight degree of madness on his part.¹¹

[Dann erzählte sie mir eine sehr romantische Geschichte von einem Dr. Harscher, die ich Ihnen mit der Bitte um weitere Aufklärung übermitteln sollte. In Baden kam vor zwei Jahren ein Mann zum Gasthaustisch, der merkwürdig gekleidet war und durch sein außergewöhnliches Benehmen große Aufmerksamkeit erregte. Er sah nie auf; wenn jemand ihn ansah, wandte er den Kopf ab; wenn er angesprochen wurde, antwortete er nicht. – Der Stadtarzt erzählte Mrs. Elliot, es handle sich um Dr. Harscher, der ein Misanthrop oder stark schwermütig sei. Das interessierte sie sehr, und sie suchte vergeblich seine Bekanntschaft, aber als sie eines Tages krank wurde, soll Dr. Harscher auf eine entsprechende Bemerkung desselben Arztes (der ihr das umgehend erzählte) erklärt haben: »Ich hätte große Lust, zu ihr zu gehen und sie zu sehen.« Daraufhin wurde er überredet zu kommen und verbrachte von da an den Tag mit ihr. Sie beschreibt ihn als den klügsten, reizendsten Menschen, den sie je getroffen hat; er hasse die Welt und habe seit (ich glaube) vier Jahren mit niemandem mehr ein Wort gewechselt. Er sprach viel von Ihnen und Rahel, gab ihr zu verstehen, dass er Sie beide gut gekannt habe, aber dass einer etwas getan habe, was ihm missfiel (offenbar ihn ausgelacht hat), er habe davon mit einer Bitterkeit gesprochen, als ob es ihm schwer falle, auf Einzelheiten einzugehen. Er lebte in Basel, und als Mrs. Elliot sagte, sie würde kommen und ihn besuchen, lehnte er ab, mit der Begründung, er könne sie nie wieder sehen, er habe seine Regel schon durchbrochen, und von dem Zeitpunkt an, wo er nach Hause käme, werde sein Haus wie immer gegen jeden verschlossen sein. Nach drei

Wochen trennten sie sich, die Elliots gingen nach Basel, aber er wollte sie nie wieder sehen, und Mrs. E. ging umsonst auf den Wällen vor seinem Haus spazieren, in der Hoffnung auf sein Einlenken. Einmal antwortete er auf einen Brief, den sie schrieb, aber beim zweiten Mal kam keine Reaktion. Jetzt ist ihr sehr daran gelegen zu erfahren, warum er mit der ganzen Welt zerfallen ist, und sie bat mich so dringend, Ihnen dies zu schreiben, dass ich nicht Nein sagen konnte, obwohl ich nach allem, was sie mir sagte, in einem leichten Grad von Wahnsinn seinerseits die nächstliegende Erklärung sehe.]

Nach ihrer Rückkehr nach London ergänzt Wynn das Porträt eines kontaktscheuen Misanthropen noch um einige psychologisch besonders aufschlussreiche Züge:

My last letter was so hurried a one that you would hardly gather from it how very interesting to me were all the details upon your poor friend's history. It is indeed a most melancholy one; the feeling of having passed a long life, and not having really lived through the years that composed it, is a terrible one! Mrs. Elliot told me that one of the causes which had alienated Harscher from the world was the constant self reproach he felt, for not having done enough for his mother; he became so excited whenever he spoke on the subject, that it was with difficulty she pacified him, saying, that he never could forgive himself, or be forgiven; that he ever saw her angry figure before him! – Upon farther inquiries, she was told that this was *entirely* without foundation, for that he had devoted himself to the mother while she lived, but whether this self reproach is well founded, or not, it is equally dreadful to its possessor, and what an existence it must be to undergo this alone, with no one to soothe him, no one to show him that if he has erred, he shall still be forgiven, no one to prove that a mother cannot be angry, with her child! – He was evidently sorry, when the party at Baden broke up, and proposed, Mrs. Elliot and he, should meet again at an inn half way; she consented, and when they drove up found him waiting at the door for them. – They dined together, and when he took his leave, for the first and only time he

looked her in the face; he had before, either looked down, or turned his head away when he spoke. She was greatly struck by the misery expressed in his eyes, a sort of despair which haunted her for days after.¹²

[Mein letzter Brief entstand in solcher Eile, dass Sie ihm kaum entnehmen können, wie sehr mich die Einzelheiten der Geschichte Ihres armen Freundes interessieren. Sie kann einen in der Tat ganz melancholisch stimmen; das Gefühl, ein langes Leben hinter sich und die Jahre, aus denen es bestand, nicht wirklich durchlebt zu haben, muss schrecklich sein! Mrs. Elliot erzählte mir, eine der Ursachen, die Harsher von der Welt entfremdet hätten, sei der ständige Selbstvorwurf gewesen, nicht genug für seine Mutter getan zu haben; er erregte sich so sehr, dass sie ihn nur mit Mühe beruhigen konnte, wann immer er über das Thema sprach: dass er sich selbst nie vergeben oder ihm nie vergeben werden könne, dass er die zornige Gestalt der Mutter stets vor sich sehe! Ihre weiteren Nachfragen haben jedoch ergeben, dass dies völlig unbegründet sei, da er sich zu ihren Lebzeiten sehr um seine Mutter gekümmert habe. Aber ob ein solcher Selbstvorwurf begründet ist oder nicht, macht keinen Unterschied für seine schrecklich Wirkung, und was für ein Leben muss es sein, dies allein durchzumachen, ohne jemanden, der einen beruhigt, ohne jemanden, der einem zeigt, dass auch dem Irrenden immer noch vergeben wird, ohne jemanden, der einem klar macht, dass eine Mutter auf die Dauer nicht böse sein kann mit ihrem Kind! –

Es tat ihm sichtlich leid, als sich die Gesellschaft in Baden auflöste, und er schlug vor, dass Mrs. Elliot und er sich auf halbem Weg in einem Gasthaus wieder treffen sollten; sie willigte ein, und als sie vorfuhr, fanden sie ihn an der Tür wartend vor. – Sie aßen zusammen, und als er sich verabschiedete, sah er ihr zum ersten und einzigen Mal ins Gesicht; vorher hatte er entweder nach unten geschaut oder den Kopf weggedreht, wenn er sprach. Sie war sehr beeindruckt von dem Elend, das in seinen Augen zum Ausdruck kam, eine Art Verzweiflung, die sie noch tagelang danach verfolgte.]

Varnhagen, der seine Erregung über »das wunderbare Abenteuer mit Harscher«¹³ nicht verbergen kann und einen ganzen Tag braucht, um die »Emotion« zu »bewältigen«,¹⁴ reagiert auf Teile der Ausführungen eher skeptisch. Insbesondere kann er »Harscher's Selbstbeschuldigung, als habe er sich in Betreff seiner Mutter Vorwürfe zu machen«, nicht nachvollziehen: »Eher könnte eine solche Anklage in Betreff seines Vaters Statt haben, denn mit diesem stand der Sohn lange in schlechtem Verhältniss; aber hievon trug meines Wissens nicht der letztere die Schuld; es ist kein seltner Fall, daß Eltern ihre Kinder zur Mißbilligung dessen, was man sie sehen läßt oder ihnen gar vertraut, gradezu nöthig[en], und dergleichen ist hier vorgekommen.«¹⁵ Trotz solcher (und anderer) Einwände überwiegt sein Staunen über den Zufall und die kommunikativen Umwege, denen er die Nachrichten über den Studienfreund verdankt; der Briefschreiber registriert gleichsam eine Rückverwandlung der Realität ins Märchen- oder eben Romanhafte: »Wunderbar ist der Zusammenhang der Welt, wie diese Personen durch Sie, Theuerste, mir nahe kommen! wie überhaupt Nationen und Sprachen sich gesellen, austauschen, verflechten, es ist ein anziehendes, spannendes Schauspiel dies alles zu verfolgen, und wie das Leben die Geschichte ist, so ist es auch der Roman; wir brauchen nur hinzusehen! Goethe und Rahel haben dies früh gewußt und gesagt.«¹⁶

Im Übrigen hat Varnhagen selbst, wie später zu zeigen ist, noch eine Rechnung mit Harscher offen, und diese Rechnung wird nicht kleiner, als er wenige Monate später die Briefe zu sehen bekommt, die der früh verstorbene Bremer Arzt Adolph Müller im Anschluss an seine gemeinsame Studienzeit in Halle (1803-1807) mit Harscher gewechselt hat. Darin war anscheinend mehrfach kritisch von Varnhagen selbst die Rede, weshalb ihn Müllers überlebende Schwester bei der Übersendung der Briefe ausdrücklich warnt: »Lassen Sie sie indessen ungelesen, im Fall es Sie stören würde in Ihrer treuen liebevollen Anhänglichkeit an einen Jüngling, dessen Fehler es war, die Welt u. ihre Verlockungen zu hart zu beurtheilen u. zu benennen.«¹⁷ Varnhagen dagegen gibt sich in seiner Antwort an Elise Müller ganz gelassen, ja abgehärtet und sieht die Hallenser Studienzeit schon durch die Brille des

Historikers, dem auch die damalige Streitkultur und die zugehörigen akademischen Leitdiskurse längst Geschichte geworden sind. Er verbittet sich daher jede Milderung und möchte Müllers damalige Kritik in der ungekürzten Originalfassung vernehmen:

Ich bin ihnen abermals herzlich dankbar, Sie haben mir durch diese Mittheilung sehr wohlgethan, wenn auch dabei manches Weh mitunterlief. Das Meiste habe ich schon gelesen, nur von Harscher noch nicht alles, denn seine Handschrift ermüdet meine Augen zu sehr. Mit Eifer, Rührung und Erhebung verweile ich in diesen Bildern einer glücklichen, leider uns schon allzu sehr entrückten Vergangenheit, ich lebe sie auf's neue durch, und lege neben die Tausende von Blüthen nun auch die Hunderte von Früchten, die daraus gekommen sind. Die Schärfen und Bitterkeiten über mich können mich nur für jene Zeit betrüben, nicht für heute, und auch in jener Zeit mehr für diejenigen, welche sie hatten, als für mich, den sie betrafen. Was ich damals von ihnen wahrnahm, irrte mich nicht, meine Liebe war größer als meine Selbstsucht, und so fühl' ich noch jetzt. Ich will gar nicht einmal in Abrede stellen, daß zu solchen Urtheilen und Auffassungen guter Grund gewesen; ich beklage nur, daß darüber ein andrer Grund, der nicht minder vorhanden war, zu sehr übersehen worden. Und außerdem ersehe ich, dass ich glücklicher und befriedigter war, als die meisten Freunde. Ich bedurfte und hatte mehr Seiten des Lebens, als die Andern, und in allem Wechsel der Dinge ein fröhliches, muthiges Herz, ein Bewußtsein des reinsten Willens, des redlichsten Eifers. Sie durften, Theuerste, mir alles das ohne Scheu zu lesen geben; ich habe schon vieles der Art mit Gleichmuth aufgenommen, unter andern Briefe von Rahel an Marwitz, in denen mir übel mitgespielt wurde, und die sie selbst mir bald nachher schenkte. Die Welt besteht aus Kampf und Widerstreit, wir ringen unter Mißverständnissen und Verletzungen weiter, ein Thor nur könnte sich einbilden, eine Ausnahme zu machen. Die Stimmung unsrer Jugendzeit aber war besonders scharf, und die Ausdrücke steigerten sich im Austausch. Die Freunde

gingen alle hart mit einander um, verwarfen einander, nahmen wieder auf, ließen dann übermäßig gelten, was nachher sich nicht bewährte. Der ganze Briefwechsel ist voll davon. Gewisse Kategorien, »gesund« und »tüchtig«, und »geschichtlich« und »sittlich«, spielten eine große Rolle, und die Anwendung fiel oft sehr sonderbar aus. Ihr trefflicher Bruder und der sinnige Harscher deuten öfters darauf hin, daß sie die Mangelhaftigkeit dieser Sachen ahnden; so stellt sich im Ganzen doch die Gerechtigkeit wieder her, die sich im Einzelnen etwa vermissen läßt. Sie sehen, ich bin ein befähigter Leser dieser Schriften, ich kann sie nicht nur vertragen, ich genieße sie! Und so bedaure ich denn, daß der dritte Brief nur in mildernder Abschrift beiliegt, und bitte, daß Sie mir die Urschrift, wenn sie sich noch findet, gelegentlich nachsenden.¹⁸

Die Vogelschau, die Varnhagen hier im Abstand einer ganzen Generation zu den Lebensdokumenten von einst einnimmt, bewährt sich auch bei dem anschließend skizzierten Großprojekt einer umfassenden Edition der damaligen Korrespondenzen im Rahmen eines kulturgeschichtlichen Panoramas. Der von Elise Müller geplante – aber erst Jahrzehnte nach ihrem und Varnhagens Tod durch dessen Nichte bei Brockhaus realisierte – Korrespondenzband mit den Briefen ihres Bruders ans Elternhaus als Kern gliedert sich in dieser geradezu visionären Schau in eine ganze Reihe ähnlicher Editionsprojekte ein, die ausdrücklich auch die hier erstmals vorgelegte Veröffentlichung aller erhaltenen Briefe Harschers an Varnhagen (und Varnhagens an Harscher) einschloss:

Dagegen dürfte für die Folge ein ganz anderes Werk in Aussicht stehen; jene Briefe ihres Bruders in die Heimath dienten zur Hauptmasse; die Briefe von Marwitz und Harscher schlossen sich an, auch von mir; Neumann und Chamisso, nachher auch von Theremin und Fouqué, die von Marwitz an Rahel, so ginge das Bild Hallischer Universität in das der geselligen Welt, des Krieges und der Litteratur über. Gern würde ich meinen Briefwechsel mit Harscher (sehr beträchtlich und gehaltreich) meine Briefe an Chamisso –

die von ihm an mich sind schon gedruckt –, meinen Briefwechsel mit Fouqué, und manches andre dahin gehörige Blatt, einem solchen Körper einverleiben.¹⁹

Mit den Stichworten »Hallische Universität«, »gesellige Welt«, »Krieg« und »Litteratur« sind auch schon zentrale Themenkreise für die hier unternommene Rekonstruktion der wichtigsten Lebensphase und des Entwicklungsgangs Nikolaus Harschers benannt. Allerdings kann man Varnhagen den Vorwurf nicht ersparen, durch seine anfangs eher dilatorische Reaktion auf Elise Müllers Publikationsangebot und die nachfolgende fast utopische Erweiterung der Perspektive einen wesentlichen Teil des Buchplans – eben den Briefwechsel zwischen Harscher und Adolph Müller – unzureichend gegen das Risiko eines Verlustes geschützt zu haben. Er verzichtete auf eine Abschrift dieser Korrespondenz und gab die Briefe an Elise zurück, die aber kurz darauf starb und deren testamentarisches Vermächtnis anscheinend nicht vollständig umgesetzt wurde.²⁰ Weder im Staatsarchiv Bremen noch in der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen lässt sich heute eine Spur des Briefwechsels Harscher–Müller ausmachen.²¹ Unser Band kann daher nur einen einzigen Brief Harschers an Müller präsentieren, der sich offenbar versehentlich unter Varnhagens Papiere verirrt hat.

Charismatischer Student (Halle 1803 - 1806)

Zwei gegensätzliche Freunde

Bis zu ihrer Aufhebung durch Napoleon (1806) war die Friedrichs-Universität Halle die führende Universität Preußens und neben der zum Königreich Hannover gehörigen Göttinger Universität die wichtigste Hochschule im norddeutschen Raum. Es kann daher nicht verwundern, dass sich der neunzehnjährige Adolph Müller aus Bremen, Sohn des umtriebigen Lehrers und Musikdirektors Wilhelm Christian Müller, zum Antritt seines Medizinstudiums im Herbst 1803 in der Saalestadt immatrikulierte, die das älteste deutsche Universitätsklinikum besaß und überdies als Wohnsitz des Opernkomponisten und ehemaligen preußischen Hofkapellmeisters Reichardt über einen gewissen kulturellen Glanz verfügte. Adolph, der auf der Anreise von seinem Vater begleitet und durch ihn in Halle gleich in einige angesehene Familien eingeführt wurde, schreibt an die in Bremen verbliebene Schwester nicht ohne eine gewisse Ironie über das ihm selbst noch fremde burschenschaftliche Treiben:

Vater kann Dir am besten beschreiben, wie die Studenten hier leben, wie sie in großen Haufen zum Theil abentheuerlich mit Stürmern, Kanonen u. dgl. in's Kollegium strömen, wie sie dort mit bedecktem Kopfe nachschreiben, daß ihnen die Finger rauchen, wie sie Mittags beim Traiteur für wenige Groschen ihre Mahlzeit halten, dann bei der Frau Gevatterin in Obst sich BENE thun, Nachmittags zu Dorfe steigen, nach Giebichenstein oder Passendorf.¹

Vier Tage nach der Entstehung dieses Briefs ließ sich der zwanzigjährige Nicolaus Harscher (in dieser Schreibung), Sohn des gleichnamigen Basler Kaufmanns, in Halle für Medizin immatrikulieren und bezahlte (*dedit*) die Studiengebühren;² er hatte zuvor schon drei Jahre in Basel Medizin studiert, nach einer zweijährigen Studienvorbereitung am Zürcher Collegium

humanitatis.³ Und wieder zehn Tage später haben die beiden neuen Medizinstudenten von der Nordsee und dem Alpenrand schon Bekanntschaft geschlossen; voller Begeisterung berichtet Adolph Müller nach Bremen von einem »unbezahlbaren«, sowohl fachlich als auch sozial, wissenschaftlich und künstlerisch gewinnversprechenden Glücks-»Fund«: »Ich habe einen Fund gethan, über den Ihr Euch gewiß mit mir freuen werdet, einen Fund, der unbezahlbar ist, gegen den Gold und Edelstein werthlos bleiben. Dies ist ein gar liebenswürdiger Mensch.« Unter Bezug auf die Vorlesung Ludwig Wilhelm Gilberts, seit 1801 Ordinarius für Physik und Chemie, sowie auf Friedrich Fischer, den künftigen Direktor des Botanischen Gartens in Petersburg⁴ – der Schüler Johann Christian Reils⁵ war wohl schon von Vater Müller als Mentor seines Sohns angesprochen worden –, erzählt Adolph »den Gang dieser Bekanntschaft«:

Bei Gilbert redet mich einige Male ein junger Mann an, dessen Gesicht freilich wenig verräth, der aber nur in gewählten Ausdrücken spricht. Am vorigen Dienstag Nachmittag bin ich bei Fischer, der mich eben auf seine eigene warme Art vom Schellingianismus unterhält, da tritt dieser Harscher (so heißt mein Freund und ist aus Basel) in's Zimmer, freut sich mich näher kennen zu lernen, da er keine Bekanntschaft hier habe, auch keine wünsche, wenn sie nicht über den gewöhnlichen Studentenumgang sich erhöbe, ich habe ihm immer gefallen etc. Nach einer sehr angenehmen Stunde, mußte Fischer zu seinem epileptischen Patienten (dessen Geschichte Reil noch zur Durchsicht hat), deshalb bat ich ihn nach Hause. Seine trockne launige Art zu erzählen, seine vielen Kenntnisse, die ihn zu meinem Meister machen, warfen ein sehr interessantes Licht auf ihn; aber näher band ihn die Aehnlichkeit seines Schicksals mit dem meinigen. Auch er hat kein Vermögen, aber immer unter vornehmen und liebenswürdigen Leuten gelebt – und endlich – ja lieber Vater, nun setze ich Deinem Lobe der Musik die Krone auf – unsere Kunstverwandtschaft, da er ein rasender Musikfreund ist, und Flöte spielt. Ich mußte ihm vorgeigen; er war entzückt. Seitdem sind wir alle Abende zusammen, er bei mir, oder ich bei ihm, und Butterbrod und Bier macht

uns da glücklicher, als Könige ihre Leckerbissen. Er erklärt mir was ich in der Physik nicht verstehe, die französische ist beinahe seine Muttersprache, er kennt die Schriften von Kant, Fichte und Schelling, hat in Basel einen Cursus in der Chemie und Anatomie gemacht – sollt' ich ihn Euch ganz beschreiben, so müßte ich viele Bogen anfüllen.⁶

Harscher erscheint in den Briefen des Studienanfängers als eine Art Muster- oder Meisterschüler, als idealer Nachhilfelehrer und Tutor für vielfältigste Zwecke der Wissensaneignung:

Nichts wundert mich mehr, als daß die Studenten, die hier schon 3 bis 4 Jahre leben, die Klinik etc. besuchen, so wenig anatomische Kenntnisse besitzen. Wenn wir nach geendigter Stunde die ausgestellten Sachen besehen, ist niemand seiner Sache gewiß, da macht denn Harscher gewöhnlich den Lehrer, denn so sehr er mir versichert, er habe sich in der Anatomie versäumt, die er 3 Jahre lang getrieben, so weiß er doch mehr, als alle Anderen. Er ist mir nicht allein angenehm in seinem Umgange, sondern auch lehrreicher, als nur jemand sein könnte. In der Anatomie, Physik, oder sei es etwas anders, zum Beispiel Mathematik, Philosophie, kann ich mich immer bei ihm Rath's erholen.⁷

Die Betonung von Harschers Wissensvorsprung und intellektuellen Talenten geht allerdings auch mit einer gewissen Problematisierung einher. In mehreren Briefen Adolphs erscheint der Ausnahmestudent als ein neuer Faust, der unter der Last überbordender Kenntnisse leidet, ja geradezu von einem Erkenntnisekel befallen scheint. Die geringere Begabung des Briefschreibers und die Begrenztheit seines Anfängerwissens werden im Vergleich dazu aufgewertet – zu einer bewahrenswerten Unschuld und (im Schiller'schen Sinne) Naivität. In diesem Sinne schreibt Müller im Dezember 1803 an den Vater:

Bei Betrachtung Deiner Briefe wunderte sich Harscher, daß Du so sehr meine guten Seiten herauskehrtest, und schien damit sagen zu wollen, Du sähest doch wohl etwas durch die Brille des Vaters. Ich sagte ihm aber, daß dies vielleicht

zu meiner Aufmunterung geschehe, daß Du mein Zutrauen zu mir selbst zu erwecken für nöthig fändest, weil mich die Natur mit keinem glänzenden Kopfe beschenkt habe, das Lernen mir Mühe mache, und irgend ein Sporn mich treiben müsse. Nun verglich ich mich mit ihm, zeigte wie ich ihm überall nachstehe, und erst nach Jahren seinen Grad des Wissens erreichen könne. Er wurde aber – ich weiß selbst nicht – wehmüthig oder ärgerlich, schimpfte auf all sein Wissen. »Daß ich da etwas mehr von Oxygen zu schwatzen weiß, und ein paar Muskeln mehr im Kopfe habe, das ist gar kein Verdienst; und besäße ich dieser Sachen zehnmal so viel, ich gäbe sie alle hin für eine unverdorbene Phantasie und ein reines Herz. Jenes kann jeder schlechte Kerl auch erlernen; dieses ist uns nur einmal gegeben, und ist es einmal genommen, so kehrt es nie wieder.«⁸

Schon früh tritt das Bild des neuen Freundes für den Studienanfänger aus Bremen in ein gewisses Zwielficht. Harscher erscheint als Prototyp eines unglücklichen Bewusstseins, das wie in Kleists späterem Essay *Über das Marionettentheater* als unumgänglicher Tribut an den Prozess menschheitsgeschichtlicher Entwicklung begriffen wird:

Wir denken bisweilen sehr verschieden. Ich lebe noch in einem gewissen Jugendtraum, den einige Leute stets behalten. Er ist erwacht; die Welt verlor für ihn ihre fröhliche Gestalt, und, nach Wahrheit strebend, trat er in's eiserne Zeitalter. Nun muß ihn, den Schweizer, noch das Heimweh befallen, und kein liebliches Bild mahlt sich mehr vor seinen Augen.⁹

Als eisernes Zeitalter bezeichnet die romantische Geschichtsphilosophie – frei nach Hesiod und Ovid – den entfremdeten Zustand der Gegenwart. Als sein kennzeichnendes Merkmal gilt den Erben der Empfindsamkeit der Mangel an liebendem Gefühl oder ›Wärme‹.¹⁰ Nur ausnahmsweise vermag denn auch Müller davon zu berichten, dass sein neuer Freund »sehr warm« werde: »da er sonst immer kalt bleibt, und von sich selbst sogar sagt: er sei dazu zu stumpf, und lebe nur in einer gewissen Treibhauswärme. Vielleicht wurde er durch ehe-

maliges Romanverschlingen überspannt, jetzt durch lauter philosophische Lektüre abgespannt.«¹¹ Eine derartige Sicht auf Harscher als Opfer übermäßigen Dichtungs- und Philosophiekonsums entspricht sehr genau den zeitgenössischen Bedenken gegenüber dem sogenannten Schwärmertum (des Goethe'schen Werther etwa) und der Autonomiesetzung von Dichtung und Kunst um 1800. Indem Müller sich selbst als naiv und (relativ) unwissend darstellt, geht er auf Distanz zum reflexionsbeladenen, ja -geschädigten Habitus des Schweizer Freundes. Die Alternative, die Müller – zur Beruhigung seiner besorgten Familie – für sich in Anspruch nimmt, heißt »Gefühl« oder »That«:

Wir können unmöglich reine Verstandesmenschen sein, daher oft Spaltung des Gefühls und Urtheils, wobei das Gefühl, wenigstens in dem mit Worten geführten Streit, zu unterliegen scheint, indem es gegen den beweisenden Verstand nicht immer Ausrede findet. Wie oft habe ich diese Beobachtung in meinem Umgange mit Harscher gemacht, der sich in eine Welt von Reflexionen begeben hat, die ihm alles und jedes begründen sollen, und gegen die man schwer mit Worten, aber gewiß mit der That kämpfen kann.¹²

Die ostentative Distanz gerät allerdings in Gefahr durch Harschers früh geäußerten Wunsch nach einer Teilung des Logis. Sowohl der Vorschlag selbst als auch seine Begründung deuten auf eine tiefsitzende Einsamkeitsangst des Älteren hin, für die wir später noch weitere Zeugnisse kennenlernen werden.

Harscher wünscht mit auf meine Stube zu ziehen. Er behauptet, das Zusammenwohnen schütze vor all den kleinen Thorheiten, in die man so leicht beim Alleinsein verfiele, (z.B.) das Spiegelsehen, sein Geld zu zählen, sich träge irgendwo hinzureckeln. – Die Seele verdaue aber auch besser, wenn man zu jeder Stunde sich mit jemand über das Gehörte unterhalten könnte. Wenn er zu mir zöge, das würde mir vorzüglich nützlich und lehrreich sein, nicht ihm, und dennoch bin ich der Unentschlossene.¹³

Obwohl Müller aus »Furcht vor einer unangenehmen Trennung« zunächst ablehnt (wofür er seinen ganzen Mut zusammennehmen muss), kommt es im nächsten Jahr doch zu einer vorübergehenden Wohngemeinschaft, die Harschers Freund – inzwischen mit den Finanznöten des Studentenlebens vertraut¹⁴ – vor allem aus ökonomischen Gründen zu begrüßen scheint:

Seit vierzehn Tagen wohne ich mit Harscher in Einem Zimmer oder Zimmerchen, in das wir einen Ofen haben setzen lassen, à 2 Thaler Miethe. Wir ersparen aber dadurch an 24 Thaler Feuerung. Kommt Besuch, oder wollen wir allein sein, so wird mein Zimmer geheizt. Für den Winter lassen wir uns auch das Essen holen. Der Mittagstisch, der aus doppelten Portionen besteht, kostet 4 ½ Thaler, der Abendtisch, den ich nicht habe, 1) weil ich oft ausgehe, 2) weil mir das gar zu viel Fleischnahrung ist, kostet 2 ½ Thaler. Mein Violinspiel macht meinem Stubenkameraden viel Vergnügen, sein Baß stört mich nicht sehr aus alter Gewohnheit. »De Baß geht all wedder.«¹⁵

Die »alte Gewohnheit« und der plattdeutsche Ausdruck verweisen auf die Bremer Familienvergangenheit. Und an familiäre Gemeinsamkeiten erinnert auch das Gleichnis, mit dem Adolph Müller die Symbiose mit Harscher im April 1805 vergleicht – es ist allerdings kein brüderliches, sondern (dank der Gegensätze!) ein »stiefbrüderliches« Duo, das hier zu einer Form der ›Teilung‹ zusammenfindet, die dem jüngeren und finanziell knapper gehaltenen Mitglied der Wohngemeinschaft zahlreiche Bücherkosten erspart:

Was ich an Büchern gebrauche, kann ich bei Harscher bekommen, der sich nach und nach alles für uns Nothwendige angeschafft hat, und gewiß so lange hier bleibt wie ich. So habe ich immer eine Quelle für das Wissenschaftliche und Aesthetische, und brauche mir nur *die* Sachen zu kaufen, die ich gleichsam zu jeder Stunde aufschlagen muss. – Mit diesem Harscher führe ich ein wundersames Leben – wie ein paar Brüder, oder vielmehr wie Stiefbrüder, die sich alles